

Die dunkle und die lichte Seite des Waldes

Spiegel unseres Wesens

Stephan Stockmar

Heutzutage gehen wir im Wald spazieren, um uns zu erholen. Das Grün der Bäume, der Kräuter und Moose am Boden belebt uns, ebenso der herbe Duft des Harzes und des Herbstlaubes. Im Frühling, wenn die Bäume noch kahl sind, ist in manchen Wäldern ein Blütenesschicht ausgebreitet, der uns freudig staunen lässt: strahlend weiße Anemonen und betäubend-süß duftender Lerchensporn, Märzenbecher oder Bärlauch ... Darüber, an einem toten Stamm, klopft vielleicht gerade der Buntspecht. Und am Morgen, vor Sonnenaufgang, ist der Waldinnenraum ganz erfüllt vom Gesang der Vögel.

Von Tag zu Tag entfaltet sich dann das lichte Grün, vom Unterholz aufsteigend bis zu den Kronen, während das Blühen an den Waldrand wandert. Schließlich wird dann ein Stadium erreicht, wo der Wald im Grün zu ertrinken scheint und ich mit ihm. Ich erlebe mich jetzt wie im Innern eines Organismus, sehe den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Der Unterschied zur krabbelnden Ameise, zur huschenden Maus oder zu den sich im Dickicht versteckenden Vögeln wird relativ – der Abstand schwindet und die Bäume sind allemal größer als ich. Da fühle ich mich einerseits geborgen, andererseits weiß ich nicht, was hinter dem nächsten Baum hervorkommen wird: Hat mich da nicht gerade ein Fuchs angeschaut? Bellt in der Nähe ein Reh? Oder sind es Wildschweine, die die Zweige im Unterholz krachen lassen? Ein wohliger Schauer überläuft mich.

Versteck der Wolfsbrut ...

Nicht immer war der Wald eine solche Idylle für den Menschen. Rotkäppchen begegnete dort dem – nun in unseren Wäldern gerade wiederkehrenden – Wolf, der die Großmutter verschluckte. Doch nicht nur natürliche Gefah-

ren lauerten im Wald. Selma Lagerlöf lässt ihre im Mittelalter anzusiedelnde »Legende von der Christrose« so beginnen:

Die Räubermutter, die in der Räuberhöhle oben im Göinger Walde hauste, hatte sich eines Tages auf einen Bettelzug in das Flachland hinunterbegeben. Der Räubervater selbst war ein friedloser Mann und durfte den Wald nicht verlassen, sondern musste sich damit begnügen, den Wegfahrenden aufzulauern, die sich in den Wald wagten; doch zu der Zeit, als der Räubervater und die Räubermutter sich in dem Göinger Wald aufhielten, gab es im nördlichen Schonen nicht allzu viel Reisende. Wenn es sich also begab, dass der Räubervater ein paar Wochen lang Pech mit seiner Jagd hatte, dann machte sich die Räubermutter auf die Wanderschaft. Sie nahm ihre fünf Kinder mit, und jedes der Kleinen hatte zerfetzte Fellkleider und Holzschuhe und trug auf dem Rücken einen Sack, der gerade so lang war wie es selbst. Wenn die Räubermutter zu einer Haustüre hereinkam, dann wagte niemand, ihr das zu verweigern, was sie verlangte, denn sie bedachte sich keinen Augenblick, in der nächsten Nacht zurückzukehren und das Haus anzuzünden, in dem man sie nicht freundlich aufgenommen hatte. Die Räubermutter und ihre Nachkommenschaft waren ärger als die Wolfsbrut, und gar mancher hatte Lust, ihnen seinen guten Speer nachzuwerfen, aber dies geschah niemals; denn man wusste, dass der Mann dort oben im Walde hauste und sich zu rächen wissen würde, wenn den Kindern oder der Alten etwas zuleide geschähe.

Demnach war es nicht nur im Wald selbst gefährlich, sondern die Menschen fühlten sich auch von dem, was aus dem Wald kam, bedroht, seien es Tiere oder andere Räuber. Zugleich war der von den »braven« Menschen gemiedene

Dr. Stephan Stockmar, geboren 1956, Autor und Publizist in Frankfurt am Main,

Wald Rückzugsort für die aus der Gemeinschaft Ausgestoßenen, die etwas verbrochen hatten oder sonstwie in Ungnade gefallen waren. Dort konnten sie sich verstecken.

Der Wald hatte also etwas Unheimliches und wurde als lebensfeindlich erfahren. Etwas davon zeigt sich z.B. in der Anfang des 15. Jahrhunderts von Lorenzo Monaco gemalten »Flucht nach Ägypten«: Die heilige Familie wandert vor dem Hintergrund eines dunklen und undurchdringlichen Waldes. Dieses Bild beruht wohl weniger auf Reiseerlebnissen in Palästina denn auf Erfahrungen, die damals in den Bergwäldern Italiens gemacht werden konnten. Mit diesen wurde vermutlich der Bethlehemische Kindermord in Verbindung gebracht, vor dem die Familie gerade flieht.



Lorenzo Monaco, *Flucht nach Ägypten*, ca. 1410

Geht man dem Rotkäppchen-Märchen nach, so stößt man auf den Werwolf, dem sich nachts in ein Tier verwandelnden Mann, der andere Menschen, vor allem Frauen bedroht. Die Mär vom bösen Wolf handelt also eigentlich von einem Menschen. Marlen Haushofer lässt in ihrem Roman »Die Wand« die namenlose Protagonistin, die hinter der plötzlich entstandenen unsichtbaren Wand zur Waldeseinsamkeit verdammt ist, in ihr Überlebensbuch schreiben: »Nicht dass ich fürchtete, ein Tier zu werden, das wäre nicht sehr schlimm, aber ein Mensch kann niemals ein Tier werden, er stürzt am Tier vorüber in einen Abgrund. Ich will nicht, dass mir dies zustößt.«

Die mit dem »Menschen-Tier« sich verbindende dunkle Seite des Waldes – ist sie nur Vergangenheit? Offenbar nicht. Der Kampf gegen das Wilde, Unkontrollierbare und für die meisten unsichtbar Bleibende hält an – auf den verschiedensten Ebenen. Das zeigen nicht nur die Ängste und Diskussionen, die mit der Rückkehr des Wolfes verbunden sind, sondern auch gerade die drastischen Kontrollmaßnahmen zur Bekämpfung des unter Mitwirkung des Menschen wildgewordenen Covid-19-Virus.

... und weihnachtlicher Lustgarten

Doch es gibt auch eine lichte Seite des Waldes, und die ist das eigentliche Thema von Selma Lagerlöfs Christrosen-Legende. Sie wird gerade von den friedlosen, aus der Gesellschaft ausgestoßenen Räubern erlebt. – Nachdem die Räubermutter die von ihr verlangten Gaben an der Klosterpforte erhalten hat, tritt sie mit ihren Kindern durch ein offenstehendes Pförtchen in den ummauerten Klostergarten ein und staunt über seine sommerliche Blumenpracht, die sie mit kennerischem Blick betrachtet. Da stürzt auch schon der junge Laienbruder und Gärtnergehilfe, der die Tür hat offenstehen lassen, herbei und will sie, die er für ahnungslos hält, hinausjagen. Da ruft die Räubermutter empört: *»Es mag wohl sein, dass ich niemals vor heute hinter einer Gartenmauer gestanden habe, aber ihr Mönche, die ihr heilige Männer seid, solltet wohl wissen, dass der große Göinger Wald sich in jeder Weihnachtsnacht in einen Lustgarten verwandelt, um die Geburtsstunde unseres Herrn und Heilands zu feiern. Wir, die wir im Walde leben, haben dies nun jedes Jahr geschehen sehen, und in diesem Lustgarten habe ich so herrliche Blumen geschaut, dass ich es nicht wagte, die Hand zu erheben, um sie zu brechen.«*

Dem ob des Lärms herbeigeeilten alten und schon gebrechlichen Abt Johannes, *»der selber mit großem Fleiß und Mühe von fern und nah die Blumen für seinen Garten gesammelt hat«*, wie der Gehilfe erklärt, gelingt es, die Räubermutter zu beruhigen. Er hatte schon seit seiner Kindheit von diesem Weihnachtswunder gehört und sich immer danach gesehnt, es mit eigenen Augen

zu schauen. Und so vereinbart er nun mit der Räubermutter einen Besuch im Göinger Wald zur kommenden Weihnachtszeit, nachdem er ihr nicht nur versichert hat, sie nicht zu verraten, sondern auch beim Bischof einen Freibrief für den Räubervater zu erwirken. Der Bischof lässt sich unter der Bedingung darauf ein, dass Abt Johannes ihm eine Blume aus dem Weihnachtsgarten bringt. Dann brechen sie im tiefen Winter zusammen auf: der Abt voller freudiger Erwartung, der Laienbruder voller Misstrauen und Angst.

Und wirklich zeigt sich ihnen in der Heiligen Nacht der Göinger Wald in seinem »Feierkleid«: Immer neue Licht- und Wachstumswellen erreichen diesen Ort ab dem Moment, wo die Weihnachtsglocken zu läuten beginnen. Es ist, als ob das ganze Tages- und Jahreslaufgeschehen, wie es die Erde umwandert, sich hier zusammenzieht, ohne seinen Rhythmus zu verlieren. Der Schnee verschwindet, und die Erde fängt an zu grünen. Doch nicht nur die Pflanzen des Ortes beginnen zu sprießen, um im nächsten Moment auch schon zu blühen und zu fruchten; der warme Wind bringt auch Samen aus südlichen Ländern herbei, die gleich Wurzeln schlagen und sich entfalten. Die Spechte beginnen zu hämmern, Wildgänse und Kraniche kommen gezogen und auch die wilden Tiere erwachen aus ihrem Winterschlaf und sind ganz zutraulich. Schließlich zeigt sich dem Abt Johannes in dem strömenden Licht auch die überirdische Welt der himmlischen Heerscharen, die ihre Harfen und Stimmen erklingen lassen, und er geht selig in die Knie.

Doch der Gärtnergehilfe sieht das Ganze als ein Machwerk des Teufels an. Als sich ihm ein Täubchen vertrauensselig auf die Schulter setzt, stößt er einen Fluch aus – und im Nu wenden sich Licht und Wärme und alles, was sie mitgebracht haben, zur Flucht; Dunkelheit und Kälte breiten sich wieder aus und machen alles zunichte. Der Abt krampft sich in »*unsäglichem Schmerz*« zusammen. Doch bevor er stirbt, kann er gerade noch eine Wurzelknolle greifen, um dem Bischof die versprochene Blume – die tatsächlich im Winter blühende Christrose – zu bringen,

Verlust und Gewinn

Ist dies nur die bildreiche Schilderung eines erwarmenden inneren Lebens inmitten der kalten Winterwirklichkeit? Oder wird den hier versammelten Menschen die äußere Welt wie durchsichtig – schauen sie das, was als Möglichkeiten in der winterlichen Erde schlummert, wie in einem »lebenden Bild«? – Auf jeden Fall ist das, was da passiert, auch ein zutiefst moralisches Geschehen, das die übliche Auffassung von Gut und Böse kräftig durcheinanderwürfelt: Es geschieht ausgerechnet den »wildern Räubern« und nicht denen, die in frommer Bürgerlichkeit sich anschicken, das Weihnachtsfest feierlich zu begehen und dabei auch großzügig die Armen bedenken – so wie es der Abt und sein Gehilfe auf ihrem Weg in den Göinger Wald beobachten.

Der Leser erfährt nicht, wodurch der zum verbitterten Räuber gewordene Vater gefehlt hat, ob er eine echte Missetat begangen oder aus Not gehandelt hat. Auf jeden Fall hält seine Frau, die Räubermutter, zu ihm und trägt auf ihre resolute Weise und zu ihren, die herrschenden sozialen Verhältnisse unterlaufenden Bedingungen zum kargen Auskommen der Familie bei. Dabei bewahrt sie sich einen wachen Blick für alles, was ist, auch für die Schönheit der Natur, an der sie sich unbefangen freuen kann.

Der greise Abt hat sich ganz aus sich heraus außerhalb des bürgerlichen Lebens gestellt. Er pflegt einen empathischen Umgang mit den Menschen und schafft sich im Schutz der Klostermauern sein eigenes kleines Paradies. Auch hier stellt sich die Frage, ob dieser »Lustgarten« lediglich ein äußerer ist. Und welche Rolle spielt dabei der junge Gehilfe? So verschieden sie auch sind, so stehen sie doch bedingungslos füreinander ein. Es ist die Nachlässigkeit dieses Gehilfen, durch die es zu der Begegnung mit der Räubermutter kommt, die in Abt Johannes die Sehnsucht nach einer noch tieferen Dimension seiner Gartenschöpfung bewusstmacht. Dabei verliert er nicht den Kopf, sondern gibt sein Wort der Räubermutter wie dem Bischof – und er wird es halten bis in den Moment seines Todes.



Der Abt bezahlt dieses Abenteuer, das ihm höchstes Glück beschert, mit dem irdischen Leben. Die Räuberfamilie bezahlt es mit dem Verlust des weihnachtlichen Lustgartens, darf aber nun in das bürgerliche Leben zurückkehren. Der Gehilfe, der mit seiner Furcht vor der überirdischen Wirklichkeit zum Schuldigen wird, macht eine tiefgreifende Wandlung durch und zieht sich freiwillig als Einsiedler in die nun leerstehende Räuberhöhle im Göinger Wald zurück, der sich jedoch nie wieder in sein Feierkleid hüllt.

Vom natürlichen zum moralischen Jahreslauf

Auch wir kehren zum Wald als Teil unserer über Jahrhunderte gewachsenen Kulturlandschaft zurück. Wie kaum eine andere Landschaftsformation lässt dieser den Rhythmus der Jahreszeiten erleben, der zugleich einer des Werdens und Vergehens ist: Im Herbst erstirbt das sichtbare Leben, während sich im Verborgenen Samen und Knospen ausbilden; im Winter gerinnt alles zu zeichenhaften Formen, zwischen denen

sich des nachts der sternbesäte Himmel zeigt; im Frühling erscheint als erste Regung neuen Lebens ein buntes Blütenmeer; und das alles einhüllende Grün des Sommers holt die Kraft der Sonne auf die Erde, vor der es Tier und Mensch zugleich schattenspendend schützt.

So wird am und im Wald auch ein moralischer Jahreslauf erfahrbar: die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod als »Kunstgriff [der Natur], viel Leben zu haben« (Goethe); die Verinnerlichung im Winter, die zugleich eine Weitung in geistige Sphären ermöglicht; der »Karfreitagszauber« (Richard Wagner: »Parsifal«) des Frühlings, der die Passionszeit begleitet; die Verschmelzung von Erden- und Sonnenkraft im sommerlichen Sein, das den Menschen Göttliches erahnen lässt.

Der Mensch begegnet sich im Wald selbst als moralisches Wesen mit seinen dunklen und hellen Seiten. Und zugleich findet er so zum Wesen des Waldes und der Natur, die sich nun ihrerseits im Menschen erkennen kann.

Isabell Rohner,
Vogelsang,
Foto | © Verein
für Internationale
Waldkunst e.V.